Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 20 (1905-1906)

Artikel: Eine Reise an die Flüsse Kittam und Bum in Sierra Leone
Autor: Volz, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-322462

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

II.

Eine Reise an die Flüsse Kittam und Bum in Sierra Leone.

Von Dr. *Walter Volz.*

Die schweizerische Firma *Ryff, Roth & Cie.* ist eine der bedeutendsten Handelsunternehmungen in französisch Guinea und Sierra Leone. Sie besitzt zwei grosse Häuser in Konakry, der Hauptstadt von französisch Guinea, und Bonthe, dem wichtigsten Platz auf der Insel Sherbro in Sierra Leone, dazu eine Anzahl grösserer und kleinerer Faktoreien im Innern des Landes. Herr *Hans Ryff* in Bern ist Chef des Hauses in Sherbro. Durch ihn wurde mir während meines dortigen Aufenthaltes die weitgehendste Gastfreundschaft angeboten, und ihm und seinen Vertretern in Sherbro habe ich es zu verdanken, dass ich die im folgenden beschriebene Reise unternehmen konnte.

Es ist besonders für uns Schweizer, die wir keine Kolonien besitzen, erfreulich, in einem weit von unserem Vaterlande gelegenen Gebiete so rege schweizerische Tätigkeit, einen so bedeutenden Unternehmungsgeist und so grosse Umsicht zu beobachten, wie sie nötig sind, um mit den lange bestehenden, kapitalkräftigen englischen und französischen Firmen in so vorzüglicher Weise konkurrieren zu können. Wir dürfen uns Glück wünschen, unser Land durch derartig tüchtige Männer vertreten zu wissen, die selbst nach vieljähriger Anwesenheit hier im fremden Lande das schweizerische Denken hochhalten und ihre Anhänglichkeit an ihr Vaterland bewahrt haben. Die Firma *Ryff, Roth & Cie.* führt in den Flaggen ihrer zahlreichen Schiffe das weisse Kreuz im roten Feld, und dasselbe prangt auch beidseitig des Schornsteins ihrer Dampfbarkasse.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in Bonthe bot sich mir am 2. August 1906 Gelegenheit, mit Herrn *Studer* aus Zürich eine Reise an den Kittamfluss zu unternehmen.

Der Kittam ist ein grosser, breiter Strom, der vom Kasse-See im östlichen Sierra Leone gegen Sherbro hinunterfliesst und die sogenannte Turner'sche Halbinsel vom Festlande scheidet. Da der Kasse Lake sehr nahe dem Meere liegt und an seinem Ostende zur Regenzeit mit demselben durch den Kife River verbunden ist, so fliesst der Kittam ungefähr parallel dem Meeresstrand. Nicht weit unterhalb der Ausmündungsstelle des Kittam (den man auch als den unteren Kittam bezeichnet) aus dem Kasse See mündet nun in diesen der obere Kittam, ein Fluss, der in zahlreichen Windungen im ganzen etwa eine nord-südliche Richtung einschlägt, im Oberlauf als Wanje River bezeichnet wird und etwas nördlich des Bezirkshauptortes Bandajuma entspringt. Der grösste Nebenfluss des Kittam ist der auf seiner rechten Seite einmündende Bum oder Sewa River. Er ergiesst sich etwa in der Mitte zwischen Kasse Lake und Sherbro in den Kittam und entspringt im nordöstlichen Teile des Protektorates von Sierra Leone (wo er allerdings andere Namen führt), nicht allzuweit von den Niger-Quellen. Nach dem Zusammenfluss von Bum und Kittam wird die weitere Strecke wohl auch als Bum-Kittam River bezeichnet.

Morgens um 8 Uhr fuhren wir mit der Flut in einem schmucken Gigboot, der «Ida», flussaufwärts. Das Boot war mit sechs Ruderern und einem Steuermann, der den Titel Kapitän führt, bemannt. Alle trugen hübsche rot und schwarz gestreifte Trikots. Ausserdem befand sich noch unser Boy, der Koch, an Bord. Da wir uns vorgenommen hatten, auf dieser Reise möglichst nur von dem zu leben, was das Land selbst bietet, so hatten wir auf die Mitnahme von Konserven fast ganz verzichtet. Unser Gepäck bestand deshalb ausser je einer Kiste mit Kleidungsstücken und Kochgerätschaften fast nur noch aus meiner Präparierkiste, Photographenapparaten und einigen Gewehren.

Sämtliche schwarzen Insassen des Bootes gehören dem Mendi-Stamme an, der sich über ganz Zentral- und Südost-Sierra Leone ausbreitet. Die Mendi sind, soweit sie den Flüssen entlang wohnen, ausgezeichnete und sehr ausdauernde Ruderer, die aber auch mit dem Segel vorzüglich umzugehen verstehen. Da das Rudern auf die Dauer eine etwas einseitige Beschäftigung ist, so suchen die Leute auf alle mögliche Weise Abwechslung hineinzubringen. Dies geschieht hauptsächlich durch Gesang und durch verschiedene Arten des Ruderns.

Dem Vorderende des Bootes zunächst sitzt der Vorsänger. Er gibt sozusagen den Ton an, indem er eine bekannte Melodie mit bekanntem oder improvisiertem Text einmal vorsingt, dann aufs neue beginnt, aber nur bis zur Hälfte, worauf die fünf übrigen einfallen und die zweite Hälfte singen, oder besser gesagt brüllen. Ein einmal angestimmter Gesang wird nicht so bald aufgegeben, immer und immer wieder wird er in derselben Weise wiederholt, und nie unterlassen es die Leute, kräftig zu singen, wenn sie ein Dorf passieren oder sich einem Anlegeplatz nähern.

Nach einiger Zeit beginnt die Haut der Ruderer zu glänzen, als ob sie mit einer Speckschwarte eingerieben worden wäre, und dann quillt der Schweiss aus allen Poren.

Uebrigens sollten unsere Bootboys, wie man die Ruderer allgemein nennt, auf dieser Reise kaum Gelegenheit haben, vom Schweiss nass zu werden; denn am ersten Tage konnten wir ziemlich oft das grosse, dreieckige Segel benutzen, und während der folgenden beiden Tage regnete es fast unaufhörlich, was aber die guten Kerle weiter nicht aus der Fassung zu bringen schien, obschon sie durch kein Dach gegen die unaufhaltsam fallenden Wassermengen geschützt waren. Und es regnet heftig hier, wenn es einmal begonnen hat, mitten in der Regenzeit.

Wir kreuzten bei kräftigem Winde, der vom offenen Meer durch die Shebar Strasse, welche Turner's Peninsula von Sherbro trennt, blies, über das hier zirka 4 km breite, brackige Wasser gegen die Mündung des Bum-Kittam. Sein Unterlauf ist, gleichwie die ganze, Sherbro vom Kontinent trennende Meeresstrecke für Schiffe, namentlich zur Ebbezeit, nicht ungefährlich; denn zahlreiche Sand- und Schlammbänke geben dem mit dem Fahrwasser Unkundigen Gelegenheit, sein Fahrzeug auflaufen zu lassen.

Das Wasser ist trübe, anfangs brackig, was namentlich auch nachts deutlich an seinem Leuchten konstatiert werden kann, führt aber nur wenig Treibholz mit, welcher Umstand allein schon darauf hindeutet, dass im Innern kaum noch Urwald vorhanden ist.

Die Ufer des Flusses sind, wenigstens jetzt zur Regenzeit, sehr niedrig, und die auf ihm wachsenden Pflanzen stehen teilweise tief im Wasser. Auch das ganze, vom Fluss aus übersehbare Terrain ist flach.

Die Vegetation ist sehr reich, und wenn auch kein Urwald vorhanden ist, so trifft man doch da und dort Gruppen von hohen Bäumen. Ziemlich weit hinauf im Kittam ziehen sich die Sherbro und die benachbarten kleineren Inseln einfassenden Mangroven; aber die sonst an ihren Luftwurzeln hängenden zahlreichen weissen Austern verschwinden, sobald das Wasser ganz süss ist. Ausser Mangroven und einzelnen Pandanus ist anfänglich kein anderer Pflanzenwuchs zu sehen. Bald aber erheben sich, namentlich in der Nähe menschlicher Ansiedlungen, herrliche Riesen des Silk Cotton Tree, die grossen Baumwollbäume (Bombax), einzeln oder zu mehreren. Auch Palmen werden dann häufig, vor allem der wichtigste Baum von ganz Sierra Leone, die Oelpalme (Elaeis guineensis), die entweder einzeln oder zu kleinen Wäldern vereinigt sein kann. Das rotgelbe Fleisch um die Nüsse liefert das kostbare Palmöl, und die Kerne werden in riesigen Quantitäten zur Oel- und Seifenfabrikation nach Europa exportiert. Viel weniger häufig, wenn auch nicht eben selten, kommt die Kokospalme (Cocos nucifera) vor. Ihre Anwesenheit verrät fast immer eine Hütte oder ein Dorf. Im Sumpf wachsen die Weinpalmen (Raphia vinifera), zum Teil in Reihen gepflanzt. Sie sind in der Form von beiden ersterwähnten Palmen sehr verschieden und erinnern mich sehr an die Zuckerpalme (Arenga saccharifera) der malayischen Länder. Nun gewahrt man vom Boote aus auch Reisfelder. Hier stehen sie teilweise unter Wasser, während man weiter landeinwärts den Reis meist in trockenen Feldern, an Stelle umgehauenen und verbrannten Waldes pflanzt. Hier war der Reis nur etwa 30 cm hoch, weiter flussaufwärts hörten wir aber allenthalben die Lärminstrumente, welche Erwachsene und Kinder zum Verscheuchen der Vögel aus den Feldern in Bewegung setzen, und oben in Yonni, bis wohin der Kittam fahrbar ist, wurde bald darauf Reis geschnitten. Da und dort bemerkt man auch Cassave-Farmen, doch treten sie sowohl an Zahl als auch an Ausdehnung hinter dem Reis zurück.

Ein grosser Teil des Ufers, oft mehrere hundert Meter breit landeinwärts, wird von einer hohen Gras- oder Schilfart eingenommen. Dazwischen hinein haben die Eingebornen grosse Reusen zum Fangen von Fischen, anderwärts Fallen für die grossen Seesäugetiere, die Manati (Manatus senegalensis), aufgestellt, welche gelegentlich zwischen dieses Gras eindringen, um dasselbe abzuweiden.

Dörfer trafen wir den Fluss entlang nicht allzuviele. Die wenigen, die wir sahen, zeigten das gewöhnliche Aussehen: viereckige oder runde Hütten, aus Pfählen und Flechtwerk bestehend und mit Lehm beworfen, die Bedachung aus Gras oder Palmblättern. Die Leute standen herum, und als der eine bemerkt hatte, dass sich zwei Weisse im Boot befanden, teilte er dies den übrigen mit, und sie kamen ans Ufer, um nach uns zu sehen. Uebrigens sind Europäer hier nichts Seltenes. In den Flüssen Bum und Kittam existieren zahlreiche Faktoreien, die teilweise von Weissen verwaltet werden, englische Beamte kommen öfter hier herauf, und in mehreren Dörfern gibt es Missionsanstalten mit europäischen oder amerikanischen Missionaren.

Auf dem Flusse selbst war der Verkehr recht lebhaft. Zwei kleine Dampfbarkassen, welche andere Schiffe flussaufwärts schleppten, grosse Leichter mit mehreren Segeln, kleinere Boote und Kanoes aus Baumstämmen vermitteln den Verkehr zwischen Bonthe und dem Innern und bringen Palmkerne, Palmöl, Gummi, gelegentlich auch einen Elefantenzahn, flussabwärts, und europäische Waren, Stoffe, Salz, Petroleum, Tabak, Rum usw. ins Innere.

Oft blies der Wind kräftig über die flache Turner Peninsula herüber, so dass die «Ida» flink vor ihm herflog, aber wenn der Fluss schmaler wurde oder hohe Bäume am Ufer den Wind aufhielten, griffen die Leute zum Ruder. In diesem Falle sagte mein Begleiter zu dem ihm zunächst sitzenden Momo «call fefe» (rufe den Wind), und er begann leise und anhaltend zu pfeifen, dem Wind zu pfeifen, wie man den Tauben pfeift, oder wie die Fuhrleute manchmal pfeifen, um die Pferde zum Pissen zu veranlassen.

Ausser einigen grössern oder kleinern Trupps Affen sahen wir auf dieser dreitägigen Fahrt nur Vögel, diese allerdings in zahlreichen Arten und Individuen. Sie sollen mich in einem Aufsatz, der im «Ornitholog. Beobachter» von *Karl Daut* in Bern erscheint, beschäftigen.

Am Abend kam der Mond auf, und wir bekamen guten Wind. Um 12 Uhr nachts lief die «Ida» etwas oberhalb der Bum-Mündung am rechten Ufer des Kittam auf den Strand.

Hier liegt eine kleine Ortschaft namens Mye, hauptsächlich aus einer Faktorei bestehend, die einem Schwarzen gehört, welcher mit der Firma *Ryff, Roth & Cie.* in Geschäftsverbindung

steht. Diese Faktorei besteht aus einem Wohnhaus mit Verkaufsladen, einigen Beigebäuden, welche die Stores für Palmkerne und andere Produkte enthalten, und rings herum erheben sich zahlreiche Oelpalmen, weiter landeinwärts hohes Gras. Der Besitzer wies uns jedem ein Zimmer mit Bett an, welch letzteres mit schönem Country Cloth, dem hier gewobenen Baumwolltuche, überzogen war. Hier in Mye wurden wir zum ersten Male so recht von Moskitos belästigt; in Bonthe unten sind dieselben trotz der zahlreichen Sümpfe rings um die Stadt sehr selten. Abgesehen von diesen Mücken entdeckte ich aber bald noch eine andere Fauna, nämlich die fast noch lästigeren kleinen schwarzen Fliegen, die sog. Sand flys, die sehr heftig und schmerzhaft zu stechen vermögen, ferner Kakerlaks (Schwabenkäfer) und Ohrwürmer. Dazu liess das zahlreiche Vieh, Rinder, Ziegen und wollenlose Schafe, welches sich vor dem Regen unter das Vordach des Hauses geflüchtet hatte, uns durch seine Unruhe und sein Geblöck nicht recht zum Schlafen kommen.

Nach dieser wenig erfreulichen Nacht sahen wir uns am nächsten Morgen früh rasch in der Gegend um und schossen einige der sehr zahlreichen Tauben, die uns für das Mittagessen eine willkommene Zutat lieferten. Bald darauf fuhren wir im strömenden Regen weiter, unterwegs bald einen Reiher, bald eine Ente oder einen Schlangenhalsvogel erlegend.

Auch an diesem Tage boten die Ufer ungefähr dasselbe Bild wie gestern, nur waren die ungeheuren Grasfelder womöglich noch ausgedehnter, und wo der Fluss einen grossen Bogen beschreibt, hatten die Eingebornen durch dieses tief im Wasser stehende Gras einen Weg gehauen, der den betreffenden Umweg abschnitt.

Im Laufe des Nachmittags bogen wir links ab und verliessen den untern Kittam, um dem Unterlaufe des obern Kittam bis nach Mopalma zu folgen.

In Mopalma haben alle grössern Firmen von Bonthe Zweigfaktoreien mit Verkaufsmagazinen und solchen zum Aufbewahren der Landesprodukte errichtet. Es herrscht hier infolgedessen ein recht lebhafter Handel, obschon das eigentliche Dorf nur klein ist. Wir langten zirka um 4 Uhr in Mopalma an, und ich benutzte die Zeit bis zum Dunkelwerden zu einem kurzen Spaziergang hinter dem Dorfe. Die ganze Gegend ist hier mit Sand bedeckt, der teilweise so lose ist, dass man bis an die Knöchel darin

versinkt. Infolge dieses Untergrundes ist auch die Flora spärlicher als auf feuchtem Humusboden und besteht nur aus Stauden und niedrigem Gebüsch.

Auf einer frühern Reise, die Herr *Rupli* aus Bern mit der «Ida» hierher unternommen hatte, war der letztern ein Missgeschick passiert. Eines der hier noch zahlreich vorkommenden Flusspferde war unter dem Boot aufgetaucht und hatte, offenbar in einem Wutanfall, mit einem seiner mächtigen unteren Eckzähne ein Loch durch den Boden des Botes geschlagen.

Wir brachten in der Faktorei der Herren *Ryff, Roth & Cie.* die Nacht zu.

Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise per Boot fort. Wir hätten nun allerdings von der Ortschaft Bama auf einem guten Wege in zirka drei Stunden an unser Ziel, in die Ortschaft Yonni, marschieren können. Da es aber auch heute wieder ununterbrochen regnete, so zogen wir eine Fahrt unter dem Dach unseres Bootes vor.

Der obere Kittam ist bedeutend schmaler als sein grosser Namensvetter. Seine Ufer sind auch viel höher und manchmal von niedrigen Hügeln mit mächtigen Bombaxbäumen gekrönt. Da und dort gewahrt man auch elegante, dichte Büsche von hohem Bambus. Der Verkehr vollzieht sich fast nur noch in Kanoes, den kleinen Einbäumen. Das Wasser fliesst sehr stark, und die Ruderer hatten deshalb angestrengt zu arbeiten.

Abends 7 Uhr langten wir in Yonni an. Dies ist der oberste für Boote erreichbare Punkt des Flusses, und selbst kleine Dampfboote können zur Regenzeit bis hierher gelangen. Gleich oberhalb Yonni umfasst der Fluss durch zwei Arme eine grössere Insel, und unterhalb derselben ist er durch Eruptivgesteine, die riffartig quer durch den Fluss ziehen, für weitern Wasserverkehr gesperrt.

Yonni liegt sehr malerisch auf einem Hügel und besteht aus zahlreichen, meist viereckigen Lehmhäusern, einer einfachen Moschee, einer Barra oder Palaverhaus, einer Schule und einigen mit Wellblech bedeckten Holzhäusern, die meist von schwarzen Kaufleuten aus Bonthe bewohnt sind.

Wohl der angesehenste und einflussreichste Mann des Dorfes ist *Murray Mussah*, ein Angehöriger des Susustammes (also ursprünglich aus dem Gebiete des Hinterlandes von Konakry

stammend), ein bedeutender Kaufmann und Geschäftsfreund unserer schweizerischen Firma.

Bei dieser Gelegenheit kann ich vielleicht einige Worte über die Art des hiesigen Handels einflechten. Man macht sich davon in Europa grösstenteils falsche Begriffe. Die Zeiten, wo man für ein paar Kaurimuscheln oder einige Glasperlen, Tabakblätter, wertlose Spiegelchen oder Messer einen Elefantenzahn erhielt, sind längst vorüber, und der Tauschhandel ist sehr in den Hintergrund gerückt. Die Händler des Innern bringen ihre Produkte entweder nach den Faktoreien an den Flüssen oder hinunter nach Bonthe. Einige von ihnen nehmen dafür allerdings europäische Produkte als Bezahlung, andere aber lassen sich dieselben mit barem Gelde bezahlen, um nun selbst europäische Waren nach Bedürfnis einzukaufen. Dabei führen viele von ihnen, die der arabischen Schrift mächtig sind, eine Art Buchhaltung. Etwas aber, woran man in Europa nicht denkt, sind die Kredite. Die europäischen Geschäftshäuser hier geben solchen Schwarzen, zu denen sie Zutrauen haben, bares Geld, womit die letzteren arbeiten können, oder aber Waren auf Kredit. Dabei werden keine schriftlichen Verträge abgeschlossen, und die eingebornen Kaufleute verpflichten sich nur, ihre Waren, Palmkerne etc., derjenigen Firma zu verkaufen, die ihnen Kredit gab. Dass das Krediteröffnen mit viel Risiko verbunden ist und eine genaue Kenntnis der Leute voraussetzt, ist, in Anbetracht der schwierigen Kommunikationswege und der grossen Distanzen, klar. Wohl gibt es Fälle, wo der eine für den andern bürgt, aber trotzdem kommt es oft genug vor, dass ein Schuldner, statt Landesprodukte aufzukaufen, das ihm geliehene Geld für Weiber, Gewehre usw. ausgibt und der europäische Kaufmann das Nachsehen hat. Es ist dann manchmal zu spät, den Betreffenden beim zuständigen Richter zu verklagen; der Beamte, welcher mit der Pfändung des Eigentums beauftragt ist, findet nur zu oft entweder nichts mehr vor oder den Besitz auf den Namen der Frauen übertragen, so dass der Händler wohl in Konkurs gerät, der Europäer aber den Verlust zu tragen hat. Diese Kredite sind oft keine Kleinigkeit und können von ein paar Pfund bis zu einigen Tausenden betragen. Aus dem wenigen Gesagten geht jedenfalls hervor, dass der Stand des europäischen Kaufmanns kein ganz leichter ist, und dass nur ein solcher Aussicht auf Erfolg haben kann, der die hiesigen Verhältnisse aus eigener, jahrelanger Erfahrung gründlich kennt.

Murray Mussah ist ein sehr angesehener Mann, obwohl er nicht die Würde eines Häuptlings bekleidet. Er ist, gleich den meisten einflussreichen Personen im Innern, Mohammedaner, wie man es hier nennt ein «murray man». Er ist Besitzer mehrerer Häuser, von denen er das eine selbst bewohnt. Im selben Hause befindet sich auch sein Verkaufsmagazin, ein kleiner, des Nachts mit mächtigen Riegeln und Schlössern gesicherter Shop, der alles, was die Eingebornen etwa kaufen, enthält, wenn auch in geringer Auswahl. Daneben befindet sich ein grosser Store, in welchem bedeutende Lager von Tabak, Rum, Salz usw. aufbewahrt werden, und daneben ein grosser Raum für die Palmkerne. Unter dem Vordach dieses Hauses sitzt meist einer der zahlreichen Verwandten des Besitzers, von Beruf Schneider (was hier ein sehr angesehenes Metier ist), mit einer Nähmaschine, und neben ihm beschäftigt sich ein anderer mit dem Weben der schönen Country Cloth, jener ein- bis mehrfarbigen grossen Tücher, auf einem einfachen Webstuhle, wie sie hier allenthalben in Gebrauch sind.

Auf der andern Seite von *Murray Mussahs* Laden liegt nun das Haus seiner Frauen, eine grosse, sehr einfache Hütte, deren Innenraum zum grössten Teile von einer Küche eingenommen wird. An diese schliessen sich einige kleinere Räume an, in denen einfache mit Country Cloth bezogene Betten stehen, wo die verschiedenen Frauen schlafen.

Zwischen seinem Wohnhaus, seinen Magazinen und dem Frauenhaus hat nun der Eigentümer all dieser Dinge ein sehr hübsches, kleines Häuschen errichten lassen, das er seinen Geschäftsfreunden aus Bonthe bei ihrem jeweiligen Aufenthalte in Yonni als Wohnstätte anweist. Es besteht aus einem Raume, in den von vorn und hinten je eine Türe führt, und von dem man rechts und links je in ein kleines Schlafzimmer gelangen kann. Der mittlere Raum ist Wohn- und Esszimmer. Hier finden auch die oft unendlich langen Verhandlungen mit den verschiedenen Kunden aus dem Innern statt. Das Ameublement besteht aus einem Tisch, einem kleinen Büfett, einigen Stühlen und Bänken, und in jedem der Schlafzimmer findet man ein gutes eisernes Bett mit Moskitonetz, dazu ein Waschtischchen.

Dieses Häuschen, dessen Fensteröffnungen nachts durch Laden verschliessbar sind, ist rings von einer eingefriedigten Veranda umgeben, von der aus man eine hübsche Aussicht auf eine

schöne Kokospalme, eine Anzahl hoher Silk cotton trees und das Band des dahinter fliessenden Kittam geniesst.

Bei unserer Ankunft wartete uns übrigens eine Ueberraschung, die ich nicht übergehen möchte. Unser Wirt hatte am benachbarten Store sogar ein mit Wellblech gedecktes W. C. erstellen lassen, ein Wohlfahrtsinstitut, das man hierzulande leider oft schmerzlich vermisst.

In dem Hause von *Murray Mussah*, das also selbst verwöhnteren Ansprüchen genügen würde, als wir sie hatten, brachten wir nun fast drei Wochen zu.

Es ist weder meine Absicht, unsern ganzen hiesigen Aufenthalt, noch auch das Leben im Dorfe zu beschreiben. Ich beschränke mich vielmehr darauf, meinem Tagebuch diese oder jene Stelle, die vielleicht das Interesse meiner Leser erwecken könnte, herauszugreifen.

Ein grosser Teil des Tages meines weissen Begleiters war anfänglich durch Besprechungen mit seinen Kunden ausgefüllt, denen ich oft, am Ausgehen durch heftigen Regen verhindert, zuhörte. Dabei bedient man sich des Englischen, das allerdings durch viele Ausdrücke aus verschiedenen Eingebornensprachen verhunzt ist und als «Pidgin english» bezeichnet wird. Nur wenige der Trader, die tagtäglich kommen, sind dieses Pidgin english nicht mächtig.

Es besteht ein enormer Unterschied zwischen dem Benehmen eines solchen Mendi-Kaufmanns und eines Malayen oder Javanen. Während der letztere sich stets äusserst höflich und untertänig beträgt, seine Schuhe oder Sandalen vor der Türe zurücklässt, seinen Hut in die Hand nimmt und den Kopf nur von seinem Turban bedeckt lässt, während er niemals auf einen Stuhl sitzt, sondern sich begnügt, auf den Boden zu kauern, es vermeidet, während der Mahlzeiten einen Weissen mit seinen Geschäften zu belästigen und draussen höflich wartet, ist der Neger unhöflich, tritt mit schmutzigen Füssen oder Schuhen ein, den Hut oder die Mütze auf dem Schädel. Geräuschvoll lässt er sich auf einen Stuhl fallen oder drängt sich auf einen der Bänke, selbst wenn dort ein Europäer sitzt, er tritt während des Essens ein, räuspert sich oder spuckt auf den Boden, er mischt sich ungefragt ins Gespräch oder unterbricht den Sprechenden, oft unterhalten sich ein paar der Anwesenden in ihrer eigenen Sprache, nehmen Gegenstände, die auf dem Tische liegen, in die Hand, lachen überlaut,

kurz, ein ehemaliger Bewohner der niederländisch-ostindischen Kolonien gerät von einem Erstaunen ins andere, und es zuckt ihm oft im Arme, einem der Zudringlichen auf die Finger zu klopfen.

Auch Frauen, Mädchen und Kinder kommen ungeniert ins Haus, um etwas zu bitten oder sich dies und jenes anzusehen; auch sie nehmen gelegentlich auf den Stühlen Platz, als ob sie ihnen gehörten, und machen über dies und jenes ihre Bemerkungen. Doch sind Frauen, welche englisch sprechen oder verstehen, selten.

Gegen das Ende unseres Aufenthaltes, als die Dampfbarkasse von *Ryff, Roth & Cie.* einige Leichter nach Yonni gebracht hatte, da wurden allerdings die «Palaver», wie man irgendwelche Verhandlungen zu nennen pflegt, seltener, weil Herr *Studer* meist mit dem Messen der Palmkerne, der sogenannten Banga, beschäftigt war.

Ich selbst benutzte die Zeit, falls es die Witterung erlaubte, zu Ausflügen in der Umgebung. Auf solchen Exkursionen begleitete mich entweder eines meiner Gewehre oder das Schmetterlingsnetz oder die Angelrute. Da aber die Gegend recht dicht bevölkert ist und eigentliche grosse, zusammenhängende Wälder der vielen Reis- und Cassavefelder wegen völlig fehlen, fällt für den Jäger wenig ab, und auch das Fischen im Flusse war des hohen Wasserstandes wegen ohne grossen Erfolg. Etwas grössere Beute lieferten die Insekten; doch täuscht man sich, wenn man annimmt, man brauche nur zuzugreifen, um die schönsten Schmetterlinge, die seltensten Käfer, Libellen oder andere Tiere zu erhalten. Es braucht eine ganze Menge Arbeit, manchen vergeblichen Ausgang und reichliche Schweisstropfen, um eine kleine Sammlung, wie ich sie mitbrachte, zusammenzutragen.

Als die Eingebornen vernahmen, in Gesellschaft des ihnen schon von früher bekannten Herrn *Studer* befinde sich ein Doktor, kamen viele her, um sich behandeln zu lassen. Trotzdem ich kein Arzt bin, nahm ich die Patienten an, einerseits, weil ich ihnen mit meiner mitgebrachten Apotheke doch in vielen Fällen nützlich sein konnte, anderseits erfuhr ich dadurch manch interessanten Zug aus ihrem Leben. Ich war erstaunt, so selten Leute mit Fieber zu finden, viel seltener, als mir dies früher im Innern von Sumatra vorgekommen war. Wohl die am häufigsten gemeldeten Krankheiten waren solche der Genitalien, sei es nun, dass es sich um Elephantiasis handelte, seien

es eigentliche Geschlechtskrankheiten. Da blieb mir denn nichts anderes übrig, als diese Patienten an den äusserst geschickten und liebenswürdigen englischen Arzt in Bonthe, Dr. *Davson*, zu senden, der in den paar Monaten seines Aufenthaltes in Bonthe im dortigen Gouvernementsspital über 30 Fälle von Elephantiasis mit bestem Erfolge operiert hat. Was die eigentlichen Geschlechtskrankheiten anbetrifft, so kann man sich von der Verbreitung derselben einen ungefähren Begriff machen, wenn ich mehrere Fälle anführe, wo Männer, Besitzer von 10 bis 30 Frauen, seit sieben und mehr Jahren an Gonorrhöe leiden, wobei ich zur weitern Illustration bemerke, dass die Negerin im ganzen wenig Anlagen zu ehelicher Treue besitzt.

Da ich mich auch mit dem Sammeln ethnographischer Objekte beschäftigte, so forderte ich meine Patienten manchmal auf, mir gegen ein paar Chininpillen, ein Phenacetinpulver, einen mehrfach erneuerten Verband oder andere Hilfe diesen oder jenen Gegenstand zu bringen, eine Matte, einen Topf oder dergleichen, den ich ihnen (das fügte ich ausdrücklich bei) bezahlen wollte. Aber es hat sich nie einer, einmal geheilt, wieder eingestellt, mit Ausnahme eines alten Fischers, dem ich eine riesige Angel aus der Hand geschnitten hatte, und der nun fast alle Tage kam, um mir dafür zu danken, wobei er mir stets die Hoffnung auf einen grossen Fisch machte, den er für mich fangen wollte, der aber noch heute im Kittam schwimmt.

Den Abend brachten wir fast stets im Gespräche mit unserem intelligenten und aufgeweckten Wirte zu, der sich für alles aufs lebhafteste interessierte. Er konnte nicht genug über europäische Verhältnisse und Einrichtungen hören, und oft entfuhr ihm bei der Beschreibung eines Luftballons, eines Riesenfernrohrs, einer weittragenden Kanone, des Mikroskops oder des Telephons der bewundernde Ausruf «ah! white men!»

Eines Tages musste Herr *Studer* nach einem einige Stunden nördlich von Yonni gelegenen Dorfe gehen, um dort mit einem der Kaufleute zu unterhandeln; zugleich benutzte er diese Gelegenheit, um unterwegs die fast in jedem Dorfe befindlichen Kunden seiner Firma aufzusuchen, denselben die Hand zu drücken und ihnen einige freundliche Worte zu sagen. Ich begleitete ihn auf diesem Wege.

Von Yonni führt eine sehr gute Strasse, die selbst von einem Reiter benutzt werden könnte — wenn die Brücken besser wären

— nach dem Hauptorte Bandajuma, und rechts zweigt sich in der Nähe des Dorfes ein Weg nach Falaba ab (nicht zu verwechseln mit Falaba im Norden des Protektorates, nahe dem Futa Djallon). Der Weg ist beidseitig meist von Bäumen eingefasst, die man hat stehen lassen, um die Strasse schattig zu halten, und an die sich meist Felder oder Bestände von Oelpalmen anschliessen. In den Feldern reifte der Reis. Allenthalben waren die Besitzer auf der Wache. An langen gespannten Schnüren hatten sie leere Flaschen, Holzstücke, Tuchfetzen etc. aufgehängt, die nun von einem mitten im Felde befindlichen Häuschen aus in Bewegung gesetzt wurden, um die Vögel zu scheuchen. Diese hatten sich in Scharen zu Hunderten eingefunden und stürzten sich von den das Feld begrenzenden Bäumen auf die Aehren. Auf hohen Termitenhaufen standen Männer oder junge Burschen und warfen mit Schleudern, die aus zwei parallelen Schnüren bestehen, die unten durch ein Leder verbunden sind, mit absoluter Sicherheit Steine in die Scharen der Räuber. Junge und alte Weiber, nur die Hüften bedeckt, standen oder gingen zwischen den Halmen durch, ihre Stimmen heiser schreiend.

Wir kamen durch mehrere Dörfer, die alle ungefähr gleich aussehen, und über sehr primitive Holzbrücken, die allerdings kurz vorher infolge eines Befehls des englischen Distrikts-Beamten verbessert worden waren. Unterwegs trafen wir recht viele Leute, manchmal zu eigentlichen Karawanen vereinigt, die Palmkerne in Säcken oder Palmöl in ehemaligen Petroleumbehältern hinunter an den Fluss zum Verschiffen trugen oder europäische Produkte von dort zurückbrachten. Bei einer dieser Karawanen befand sich ein hübscher junger Bursche, dem man seine Last mittelst eines Seils um Hals und Hüften befestigt hatte, so dass er nicht ohne dieselbe gehen konnte. Er hatte unterwegs ein Korallenhalsband gestohlen und sollte nun dafür ins Gefängnis nach Bandajuma geliefert werden.

Da wir den Mann, welchen Herr *Studer* aufzusuchen die Absicht hatte, in einem der Dörfer antrafen, kehrten wir im Laufe des Nachmittags zurück, nachdem wir unterwegs noch einen Webstuhl erstanden, mehrere Photographien aufgenommen und einige Vögel geschossen hatten.

Der Häuptling von Yonni ist ein junger, dicker, jovialer Mann, namens Prinz *Moses*. Sein verstorbener Vater war ein

bedeutender Häuptling gewesen und hatte den Titel «King» geführt, deshalb nennen sich seine verschiedenen Söhne Prinzen. Er ist ebenfalls Mohammedaner und betreibt ein Geschäft, ähnlich wie *Murray Mussah*. Gewöhnlich trifft man ihn aber in einem grossen, auf zwei Seiten offenen Haus in einer Hängematte liegend, während einige seiner 15 Frauen im gleichen Gebäude kochen oder ihre Kinder säugen oder sich gegenseitig die Haare kämmen und sich bei dieser Gelegenheit die zahlreichen Läuse fangen.

Wie gesagt, ist Prinz *Moses* ein sehr jovialer Herr. Dies äussert sich namentlich des Abends. Etwa um 8 Uhr ertönt plötzlich in der Nähe dumpfes Gepolter, das davon herrührt, dass eine kundige Hand mit heftigen Schlägen eine grosse europäische Pauke bearbeitet; ein anderer Musikfreund wirbelt wie besessen auf einer ebenfalls europäischen Trommel, ein dritter sucht einem Piston möglichst laute und schrille Töne zu entlocken, und ein vierter endlich schlägt mit bewundernswerter Geduld an eine Kuhglocke. Mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre, wird nun dieses Konzert fortgesetzt. Aber damit nicht genug. Die vier gottbegnadeten Musiker beginnen einen Zug durch das Dorf. Ihnen voraus zieht eine Bande von halberwachsenen Schlingeln, und gefolgt werden sie von einer Anzahl von halbnackten Männern und Weibern, die alle zum Takte der Pauke und Glocke (das Piston vermag nicht so schnell zu folgen) brüllen, schreien, kreischen, plärren, ihre Arme und Hinterteile im Takte bewegen, mit einem Wort: einen Heidenspektakel aufführen. Sie ziehen als eine langsame, laute Schallwelle durch alle Gässchen und Strassen des Dorfes, bleiben da und dort vor einem Hause stehen, damit die Insassen desselben ja recht Gelegenheit haben, jeden Ton zu geniessen; mit Vorliebe tun sie dies auch vor unserem Heim. Und diese ohrenbetäubende Musik setzen sie mit bewundernswerter Konsequenz bis gegen 12 Uhr nachts fort, um dann oft durch das beinahe melodischere Gebrüll der Rinder abgelöst zu werden, die tagsüber vor dem Dorfe weiden, sich in der Nacht aber gelegentlich zwischen den Hütten ergehen. Diese Konzerte, die fast jeden Abend im Dorfe stattfanden, wenn es die Witterung erlaubte, waren die grösste Schattenseite des Aufenthaltes in Yonni. Als wir den dicken *Moses* einmal freundlich zur Rede stellten, tat er ganz erstaunt und fügte höflich bei, er habe dies zu Ehren

der anwesenden weissen Gäste arrangiert, im Glauben, ihnen damit eine Freude zu machen.

Mehrere Male während eines Aufenthalts in Yonni kam ich mit Tieren in Konflikt, mit Wespen und Ameisen. Auf dem Insektenfang begriffen, hatte ich einen beidseitig von Sumpf begrenzten Bach zu passieren und tat dies in mehreren langen Sprüngen. Auf der anderen Seite des Baches stand niedriges Gebüsch. In grosser Eile dort angelangt, fühle ich plötzlich an Schläfe und Wange, dann auch am Hinterkopf einen furchtbaren Schmerz. Zeit zum Umsehen gibt es nicht; mein Schmetterlingsnetz fliegt weg, und ehe ich mir Rechenschaft gebe, um was es sich handelt, bin ich wieder auf der andern Seite von Bach und Sumpf. Hier neuer Schmerz und zugleich ein heftiges Summen um die Ohren. Das Gewehr liegt im Wasser, heftige schlagende Bewegungen werden instinktiv, in wahnsinniger Hast ausgeführt und endlich hört das Summen auf. Ein Blick auf die andere Seite des Baches zeigt mir ein dort im Gebüsch aufgehängtes, kopfgrosses Wespennest und tausende erregter kleiner Wespen. Die schmerzenden Stellen werden mit Wasser etwas gewaschen, dann das Gewehr aus dem Sumpfe gefischt, dieser an einer andern Stelle überschritten, und nun gilt es, Zoll um Zoll auf dem Bauche vorwärts bis in die Nähe des Nestes zu kriechen, um das Netz zu holen. Ich konnte mich nicht enthalten, später einige Schrotpatronen durch das Nest zu jagen, namentlich noch deshalb, weil ein Fusspfad unmittelbar darunter durchführte.

Ein andermal war ich nach einem Regen ebenfalls auf die Insektenjagd gegangen und hatte mich, nur mit niedrigen weissen Schuhen bekleidet, vor den zahlreichen Pfützen auf dem Wege in acht genommen. Einer jener Schmetterlinge, die sich mit Vorliebe an die Blätter im dunkeln Gebüsch setzen, fliegt mir über den Weg. Ich folge ihm ins Gesträuch, bin so glücklich, ihn zu erbeuten und will ihn eben dem Netz entnehmen, als ich an den Füssen heftiges Jucken spüre, das sich immer und immer wiederholt. Plötzlich stehe ich mitten in einer der grossen und tiefen Pfützen des Weges, in die hinein ich instinktiv gesprungen war. Die Strümpfe sind voll jener schwarzbraunen sogenannten «Driver»-Ameisen, die in unendlich langen Zügen durch Wald und Feld, über Strassen und selbst in die Dörfer und Häuser wandern und entsetzlich beissen

können. Sie werden mit den Händen an den Füssen zerdrückt, weggespickt oder im Wasser abgeschwemmt. Plötzlich erneutes heftiges Beissen etwas höher, sie haben durch die schadhaften Beinkleider einen Weg entdeckt. Die Hosen fallen infolgedessen mit Windeseile hinunter ins Wasser und werden durchsucht, und nun beisst es wieder, am Rücken, unter den Armen, überall.

In grossem Bogen fliegt der Rock samt den darin enthaltenen Sammelflaschen auf eine trockene Stelle des Weges, ihm nach das Hemd. So rasch war ich im Leben nie ausgezogen wie damals, und welch komischen Anblick müsste es für einen Unbeteiligten geboten haben, der zudem die kleinen Teufel nicht gesehen hätte, einen Mann, aus unerklärlicher Ursache, mitten auf einem gut begangenen Weg, in einer Wasserlache stehend, sich so rasch entkleiden zu sehen, dass er weder auf allfällige Zuschauer noch auf den zerbrechlichen Inhalt seiner Taschen die mindeste Rücksicht nimmt!

Das waren die einzigen «wilden Tiere», die mich bisher im wilden Afrika aus der Ruhe brachten.

Am 21. August verliessen wir Yonni wieder. Ein paar Tage vorher war die «Jandahun», eine flinke und starke Dampfbarkasse der Herren *Ryff, Roth & Cie.* hierher gekommen und hatte einige Leichter mitgebracht, welche mit Palmkernen (über 60 tons) und einem Dutzend Fässer Palmöl beladen wurden. Man band die vier Schiffe an starken Tauen hintereinander und die «Ida» längsseits des Dampfers. Im letzten Moment band noch ein Eingeborner, der es versäumt hatte, seine Kerne zur rechten Zeit zu bringen, ein fünftes Boot hinter dem langen Schiffszug an. Mit Volldampf ging es nun Kittam abwärts. Wie schon früher gesagt, bildet der Fluss hier zahlreiche Windungen, und es heisst für die Steuerleute deshalb wohl aufpassen, damit sie nicht mit ihren Booten in das Gebüsch des Ufers geschleudert werden. Der zuletzt angekommene, hinterste Steuermann war dieser Aufgabe offenbar nicht gewachsen, und plötzlich sass denn auch sein Fahrzeug zwischen den Stämmen einiger aus dem Wasser ragender Bäume. Da die Stelle, an welcher wir uns im Moment befanden, ein Stoppen unmöglich machte und das Boot zudem arg zwischen den Bäumen verkeilt war, so waren wir gezwungen, dasselbe seinem Schicksal zu überlassen. Während wir in Mopalma die Nacht zubrachten, kam es dann übrigens unversehrt an.

Am folgenden Abend langten wir vor Routhe, an der Mündung des Kittam, an, und da es sehr dunkel war, blieb die «Jandahun» mit den Leichtern dort vor Anker. Diese Aufenthalte in der Dunkelheit werden nun von der Bemannung der Boote oft und gerne benutzt, um ein Quantum Kerne zu stehlen und dieselben an herumschweifende Kanoes zu verkaufen. Damit in Bonthe ungefähr dasselbe Quantum gemessen werden kann, giessen sie Wasser über den Rest, worauf die Kerne anschwellen und sowohl an Volumen als auch an Gewicht zunehmen.

Herr *Studer* und ich fuhren trotz der Dunkelheit über den Meeresarm, welcher Sherbro vom Kontinent trennt, wobei wir uns allerdings etwas verirrten, und besonders schwierig war es, die engen Kanäle, welche zwischen den bis ans Ufer mit hohen Mangroven bewachsenen Inseln durchziehen, zu passieren ohne aufzulaufen. Ein Umschlagen des Bootes in diesen Gegenden gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Krokodile sind nämlich hier nichts Seltenes. — Nachts 11 Uhr kamen wir nach Bonthe.

Mittags 12 Uhr des nächsten Tages lief auch der Dampfer mit den Leichtern wohlbehalten ein. Es zeigte sich nun, dass es nötig war, denselben gleich wieder wegzusenden und zwar diesmal in den Bum River. Nachdem die Mannschaft gegessen hatte, benutzten wir den immer noch hohen Flutstand und fuhren wieder in den Kittam hinüber bis Mye, wo wir abends 9 Uhr anlangten. Ich fuhr in Gesellschaft eines Deutschen, Herrn *Fentense*, der auf der «Jandahun» die Stelle des Maschinisten versieht.

In Mye hatten wir eine entsetzliche Nacht. Moskitos und Sandfliegen peinigten uns derartig, dass ich viele Tage geschwollene Hände und Füsse hatte. Am nächsten Tage bogen wir in den Bum ein. Dies ist ein Fluss von 200—400 Meter Breite. Er führte sehr viel Wasser und floss ziemlich rasch. Seine Ufer sind im ganzen weniger dicht bewaldet als die des obern Kittam und, wie mir scheint, weniger bevölkert, jedenfalls trafen wir hier im Laufe des Tages weniger häufig Boote, was zwar vielleicht auch durch den beständigen Regen verursacht sein mochte.

An einer Stelle, schon ziemlich weit oben, taucht aus dem Fluss eine dicht bewaldete, hübsche Insel mit kleinen, ruhigen Buchten auf. Hier soll, wie ich höre, der Male der Mendi, das

seltene kleine Flusspferd (Hippopotamus liberiensis), vorkommen. Aber die Zeit hinderte mich, danach auszugehen, und der hohe Wasserstand hätte eine erfolgreiche Jagd doch wohl illusorisch gemacht.

Mittags um 2 Uhr kamen wir nach der Ortschaft Sumbuja. Bis hierher können kleine Flussdampfer und Boote zur Regenzeit gelangen. Weiter oben verhindern Felsen und Riffe im Flussbett ein Vordringen. Die Handelshäuser von Bonthe haben deshalb in Sumbuja Faktoreien errichtet, und infolge davon wohnen hier drei Europäer, worunter ein Schweizer, Herr *Gehring* aus Zürich, in dessen Haus wir gastliche Aufnahme fanden.

Sumbuja liegt in einer sehr hübschen Gegend, am Abhange eines sanft geneigten Hügels, rings von Hügeln umkränzt, auf der Ostseite des Bum. Auf dessen Westseite gewahrt man in der Ferne hübsche blaue Berge von ein paar hundert Fuss Höhe. — Der fast beständig fallende Regen fesselte uns aber meist ans Haus und erlaubte nur kleine Ausflüge in unmittelbarer Umgebung der Faktorei von *Ryff, Roth & Cie.* Zudem war der eine der beiden Europäer im Hause unwohl.

Der Handel in Sumbuja scheint ein sehr lebhafter zu sein. Von hier aus führt eine Strasse nach dem östlich davon gelegenen Bandajuma, eine andere in südwestlicher Richtung über die Ortschaft Mafwe, wo sich ein Paramount Chief und ein Post Office befinden, nach Bendu (gegenüber von Bonthe), eine dritte hinauf nach Mattru und Bo an die Eisenbahn. Es ist erstaunlich, was man auf solchen Faktoreien, die im Zentrum eines grossen Gebietes liegen, alles zum Verkaufe findet. Ausser den in grossen Quantitäten vorhandenen Waren wie Tücher, Tabak, Salz, Spirituosen usw. gibt es alle Haushaltungsgegenstände, Küchengeräte, Stühle, Glasperlen, aber auch viel fancy-goods, worunter z. B. Korsetts, dann wieder Pendulen, Handharmonikas, Riechwasser, Schuhe, Butter und Konserven, Pauken, Trommeln und Champagner, Nägel und Toiletteseife, Fischangeln und Hundehalsbänder und tausend andere Dinge.

Wir brachten hier zwei Nächte zu, weidlich von Moskitos geschunden, und fuhren am dritten Tage, den voll mit Palmkernen geladenen Leichter «Louise» im Schlepptau, flussabwärts.

An der Mündung des Bum entfaltete die «Louise» ihre Segel und fuhr Bonthe zu; wir dampften den Kittam hinauf,

nochmals nach Mopalma, und brachten zwei Tage später noch zwei grosse Leichter voll Kerne hinunter nach Bonthe, nachdem wir zuvor noch eine Nacht der Dunkelheit wegen auf dem Bum-Kittam hatten ankern müssen und viele Stunden in der heissen Kabine vor dem Regen Zuflucht suchten.

Wenn diese beiden Ausflüge in die Flüsse Kittam und Bum auch nur vier Wochen gedauert hatten, so waren sie in mehrfacher Hinsicht doch sehr belehrend gewesen. Nicht nur hatten sie mir einen Teil von Land und Leuten, von Fauna und Flora gezeigt, sondern sie haben mich auch mit den Prinzipien des hiesigen Handels bekannt gemacht und bewiesen, dass die Ansicht, in Europa entgleiste Existenzen seien noch gerade gut genug, um nach Afrika gesandt zu werden, eine total irrige ist. Es braucht mehr Tatkraft, mehr Intelligenz, mehr Umsicht und Takt, um hier ein guter, tüchtiger, mit Erfolg arbeitender Kaufmann zu sein, als sie solchen Individuen gewöhnlich zur Verfügung stehen.

Bonthe (Sherbro), anfangs September 1906.